

78. *Mittwo*che, am 28. *Sept*ember 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Richora Komara. Ein Trauerspiel. Meissen bei Goedsche. 1836. 8. S. 228.

Der Verfasser der „Gedichte eines Materialisten“, des Trauerspiels „Herrmannfried“ und der „Lieder der Liebe“ hat der Lesewelt zwei neue Früchte seiner Muse übergeben, die theilweise eben so vortheilhaft für sein Talent sprechen, als die obigen — früher ebenfalls in diesen Blättern besprochenen Arbeiten. Die erste ist das zu besprechende Trauerspiel, dessen sonderbarer Titel schon auf die Sonderbarkeit des Stoffes schließen läßt. Indien, ein Land, in welchem — wie wir zahlreiche Beweise haben — herrlich duftende Blüthen der Poesie zu finden sind, das aber mit seinen uns so ferne liegenden Sitten und barocken religiösen Einrichtungen dem Drama eben nicht günstig ist, ist der Schauplatz dieses Trauerspiels und ein verlegendes Vorurtheil: die empörende „Verbrennung der Wittwen“ macht das tragische Prinzip desselben aus. Abgesehen davon, daß dieser Stoff schon so häufig gebraucht worden, ist er auch nicht geeignet, uns diejenige Theilnahme abzugewinnen, die besonders das Drama, dessen Begebenheiten wir mitfühlen und erleben müssen, hervorbringen soll; die indischen Zustände liegen unsern Sitten, unserer Ideen- und Gefühlswelt zu fern, als daß wir uns hineinleben könnten; hierdurch ist das Trauerspiel schon für die Bühne verloren. — Die Entwerfung und Ausbildung der Charaktere mag angehen, aber die Haltung derselben ist zu tadeln; die meisten verflachen allmählich bis zur Unkenntlichkeit und verschwinden spurlos, wie ein Steppenfluß im Sande. Einzelne Scenen sind mit wahrhafter dramatischer Kraft und Wirksamkeit behandelt und indem diese den Beweis liefern, daß der Verf. auch im Dramatischen etwas Tüchtiges leisten könnte, bedauert man um so mehr, daß er an einen Gegenstand gerathen, der der Ausbreitung und Entfaltung seiner Kräfte Schranken entgegensezte, die er nicht zu überschreiten vermochte. Das Beste am Werkchen ist unstreitig die Sprache, in welcher sich alle die Natürlichkeit und Innigkeit, die seine Gedichte schmückte, von Neuem offenbaren und die sich in einzelnen Schilderungen vereinen mit einer wirklich erhebenden Poesie; über einzelne Formfehler kann man bei solchen Vorzügen nicht

rechten. — Weniger befriedigend als das Trauerspiel ist das zweite Werkchen des Verfassers:

Der Nachtwandler. Ein Lustspiel. Meissen, bei Goedsche. 1836. 8. S. 119.

Mit übertriebener Derbheit behandelt der Verf. hier eine Scene aus dem siebenjährigen Kriege. Die Hauptfigur des Stückchens ist Friedrich II., dessen Zeichnung man nicht mißlungen nennen kann; aber alles neben ihm ist eben so unbedeutend als ungenügend. Wir wollen den Verf. keiner absichtlichen Reminiscenzen zeihen: aber diese liegen in der Natur der Sache, denn der Stoff ist zu oft gebraucht und der Verf. zu arm an Erfindung, um demselben neuen Reiz zu geben. So erinnert denn das Stückchen unwillkürlich an „Königs Befehl“, „die beiden Pagen“ und mehrere andere Lustspiele, in welchen der „alte Friß“ die Hauptrolle spielt. Dabei sucht der Verf. das Komische in tadelnswerthen Aeußerlichkeiten, in derben, oft unschönen Worten, karrikirten Figuren und unwahrscheinlichen Verhältnissen und Situationen. So ist sein „Sockenreiter“ eine widerliche Erscheinung und dessen Benehmen dem Könige gegenüber eben so unwahrscheinlich als die Grenzen der Schönheitslinie überschreitend. Auch die gewaltsam hervorgesuchte Komik, die in den Namen liegen soll, aber nicht drin liegt, ist nicht zu billigen. Der Verf. hat ein unbestreitbar schönes Talent, welches er charakteristisch fest und kühn, ja in einer ganz eigenthümlichen Weise verkündet hat; aber es mangelt ihm noch an Geschmack in der Wahl und an Ruhe, Umsicht und Takt in der Ausführung seiner Stoffe. Sobald ein Schriftsteller seine Arbeiten der Oeffentlichkeit übergiebt, hat die Welt ein Recht, alles das zu verlangen, wozu sein Talent ihn befähigt und die Aeußerung „daß er sich einmal darauf gesteuert habe, undankbare Geschäfte zu verrichten“, ist nicht hinreichend zur Entschuldigung eines verfehlten Werkes.

Das Aeußere beider Werkchen ist befriedigend, nur der Druck könnte besser und deutlicher seyn.

König Wilhelm. Tragödie in fünf Akten, von Heinrich Wenzel. Hannover, 1836. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 8. S. 224.

Abermals ein Produkt eines Neulings, der ein nicht gewöhnliches Talent verräth. Ohne sich irgend an ein historisches Faktum zu binden, hat der Verf. das Reine Menschliche zum Vorwurfe seines Gedichtes gemacht und einen Thron nur deshalb seinem Werke einverleibt, um die gewaltsamen Regungen des männlichen Herzens in einem um so höhern Grade zu zeigen, wie der Preis — in der äußern Erscheinung wenigstens — der höchste ist, wonach der Mann ringen kann. Der König Wilhelm ist eine großartige Despoten-Natur und wenn man das Charakterbild desselben auch keineswegs ausgeführt nennen kann, so liegt in dem hier Gegebenen doch das Streben nach etwas Großem klar am Tage und tritt selbst in einzelnen Zügen als Vollendetes hervor. Der Entwurf dieses Charakters zeigt eine rüstige Kraft, bei der man es gern übersehen, wenn die andern Personen sich nicht über das Niveau der Gewöhnlichkeit erheben. Eine Fülle von Leben und Handlung liegt in diesem Werke, wie sie in den neuern Produktionen der dramatischen Muse selten gefunden wird und es fehlt dem Verf. nicht an den mannigfaltigen Dinten, welche geeignet sind, die verschiedenen Stadien der Empfindung zur Erscheinung zu bringen. Der größte Fehler des vorliegenden Gedichtes ist der, daß der Verf. die nothwendige Dekonomie bei der Ordnung und Eintheilung der Handlung vernachlässigt hat, die allein geeignet ist, dem Drama diejenige Rundung und Einheit zu geben, die es seiner Natur nach bedarf; es ist kein Trauerspiel, was uns vorliegt, sondern eine Reihenfolge einzelner, oft sehr locker zusammenhängender, dramatischer Scenen mit einem tragischen Schlusse. Der Verf. hat dem Shakespeare oft nicht ganz unglücklich — nachgeahmt; aber die Bildung des Komischen neben dem Tragischen und sogar die Verschmelzung beider Elemente darf nicht so gezwungen seyn; der Humor des Tragischen muß der Natur entfließen; er darf nicht gesucht werden. Die Sprache ist rein, mitunter selbst schön und tief; aber es wird auch sehr viel gesprochen, weit mehr als nöthig ist. — Das Außere des Buches ist sehr freundlich; doch sind viele und oft Sinn-entstellende Druckfehler darin.

Das Schloß Lühelhardt. Ein historisch-elsassisches Rittergemälde, dramatisch bearbeitet von C. Fr. Hartmann. Straßburg, 1836, im Selbstverlage des Verfassers. 8. S. 152.

Ein historisch-elsassisches Rittergemälde! Dminder Titel in unserer Zeit, dem das Werk leider entspricht. Eine

achtungswerthe Pietät für die Heimath hat den Verf. veranlaßt, eine oft besprochene Begebenheit aus der Vorzeit seines Vaterlandes in der gegenwärtigen Form zu bearbeiten und ihr ein frisches Andenken zu verschaffen. Er hat mit Fleiß alte Chroniken durchstöbert und alles seinem Gegenstande Verwandte aufgesucht und der Arbeit einverleibt; selbst die Reden, welche sich im Strome der Zeit erhalten haben, den betreffenden Personen in den Mund gelegt. Aber was hilft das Alles? Wir lassen diesem Fleiße und dem patriotischen Zwecke gerne Gerechtigkeit widerfahren; aber das Werk erscheint wie eine Mumie in unserer Literatur, die sich aus den raufboldischen Ritter- und Räubergeschichten, Gott sey Dank! herausgewunden hat. Wenn nun noch Form und Styl des Gemäldes der Vor-Hildebrandt'schen Periode angehört, so muß man um so mehr zweifeln, daß sich auch nur einige theilnehmende Beschauer desselben finden werden; es müßte sie denn ein gleicher patriotischer Sinn dazu veranlassen, was wir dem Verf. von Herzen wünschen. Robert Blum.

Eigenhändige Briefe der Madame Roland an Bancal-des-Iffarts, Conventsmitglied. Herausgegeben von Madame Henriette Bancal-des-Iffarts, und mit einer Einleitung begleitet von Sainte-Beuve. Aus dem Französischen von Dr. Paul Frisch. Leipzig. Allgemeine Niederländische Buchhandlung. 1836.

Die unglückliche Roland ist eins von den unzähligen Beispielen, aus denen wir lernen können, wie auch edle, von Begeisterung für das Höhere glühende Menschen in geistige Abgründe gerathen können, die kein Loth ermißt. Wir sehen in ihr eine Frau, die von der Natur mit den edelsten Gaben ausgestattet, aus dem schönen Kreise der Häuslichkeit heraustritt, um mit einer an Wuth gränzenden Vorliebe für allgemeine Doctrinen, die in ihrer Anwendung von der practischen Wahrheit so weit wie der Himmel von der Erde entfernt sind, sich in den Strudel des öffentlichen Lebens zu stürzen. Wir erblicken die Hausfrau, die Gattin, wie sie Anfangs nur mit lebhafter Theilnahme von ihrem stillen Landsitz Caplatiere aus, ihr Auge auf das von der Revolution bewegte Lyon, später auf den funkensprühenden Heerd derselben, Paris, mit immer steigender Aufmerksamkeit richtet, wie ihre erregte Phantasie sie immer mehr und mehr zu dem um sich greifenden Feuer, in dem sie ein strahlendes Morgenroth erblickt, hingieht, wie sie endlich, obgleich ihr Verstand ihr zeigt, daß sie am Rande eines Höllenschlundes stehe, sich zwingt, die in dem letztern herumtaumelnden Ungeheuer

als nur mit einer grandiosen Maske bekleidet zu schauen, und wie sie am Ende gezwungen, und den Gatten mit sich fortreisend in den Abgrund stürzt, dessen Flammen über den Häuptern der Unglücklichen zusammenschlagen. — Wie die sonst hochbegabte Frau nach und nach dahin gelangte, wo wir sie stehen sehen, geht aus diesen Briefen sehr klar hervor, und wenn wir auch die Verirrungen, in die sie gerieth, verdammen, ja den Enthusiasmus, den sie S. 265 einer Rede Brissots zollt, und worin dieser die Lehre von der Unverletzlichkeit des Königs umzustossen suchte, verabscheuen müssen, so können wir doch die Unglückliche, deren Absicht rein war, und die diese Verirrungen durch einen frühen Tod gebüßt, mehr bedauern als ihr zürnen. — Daß die Roland eine geistreiche Frau und eine jener starken Seelen war, die nichts — selbst nicht die Ueberzeugung eines verfehlten Lebens — erschüttern konnte, ist zu bekannt aus der Geschichte der Revolution, als daß es erst des Beweises, aus ihren zum Theil schon bekannten Briefen, bedurft hätte, indeß bestätigen sie, die gleichfalls nicht unbekannt Thatsache, daß ihr Gatte — ein Stubengelehrter, ein doctrinärer Sato hinterm Ofen — nichts als ein Werkzeug in ihrer Hand, und nebenbei der elendeste Minister war, dem der Wohlfahrtsausschuß je ein Portefeuille übertrug.

Daß die in Rede stehende Schrift keine Unterhaltungsllectüre ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Für den Historiker ist sie indeß von Bedeutung, und er wird seine aus Thiers und Mignet, oder aus Toulangeon und den ältern geschöpften Ansichten durch sie in mancher Hinsicht berichtigen können.

Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Leipzig. In Commission bei A. Frobergger. 1836.

Der Wiß mit der „Cavalierperspective“ — ein Doppelwiß wegen der moralischen und künstlerischen Bedeutung des Wortes — hat etwas Ansteckendes, so daß wir unmöglich unterlassen können, unsererseits noch einen dritten hinzuzufügen, welcher, obwohl etwas wohlfeil, doch eben nicht schlechter ist, als der des Autors; wir meinen nämlich, daß die Perspective, die derselbe in dem Buche eröffnet hat, nicht, wie sein Wille war, schieß von oben herab, sondern schieß von unten herauf gerichtet ist. — Das Buch ist eine Schrift gegen den Adel, eine Broschüre, die man vor dreißig bis vierzig Jahren nicht unpassend gefunden haben würde, aber leider hat der Verf. eine üble Maske für seinen „Verstorbenen“ gewählt. Er läßt einen Edelmann sprechen, aber der Aermste ist bei Lebenszeit ge-

wiß nur ein Schneider gewesen, der nach dem Tode den besten Frack aus seinem Kleidermagazin den lachenden Erben entwendet hat, und nun den Mann von bon ton spielt. Dies gelingt ihm indessen nicht gut, denn so viel er auch von vornehmer Gesellschaft spricht, in die gute ist er nicht gekommen. Auch daß er überhaupt als „Verstorbener“ auftritt, ist nicht gut. Es giebt einen muntern, feinen, wirklich vornehmen Verstorbenen, an welchen der unsrige damit erinnert, daran aber nicht gut thut, weil er neben diesem bloß als eine ganz ordinäre Leiche erscheint. Tact ist überhaupt nicht die Sache des seligen Pseudoedelmanns, er redet von allerhand Dingen, welche bereits von verschiedenen Seiten gern der Vergessenheit übergeben worden. — Im ersten Kapitel erzählt er uns noch einmal, was wir durch die allgemeine Zeitung längst erfahren haben, die nähern Umstände der Revue von Kalisch. Wir wissen das Alles. Wir wissen, daß bei Kalisch eine große sehenswerthe Revue war, und daß wahrscheinlich nicht bald eine zweite dergleichen statt finden wird. — Unter der Ueberschrift „Töpliz“ theilt der „Verstorbene“ allerlei Scandalosa mit, die er von einem „ungarischen Magnaten“ erfahren haben will. Credat Judaeus! Die Scenen spielen zu sehr in der Bedientenwelt, und dort mag der „Verstorbene“ sie auch erfahren haben; wäre die Sache wahr, der „Magnat“ hätte nicht davon gesprochen. — Was die angeblich „schöne Frau von S.“ anlangt, so scheint der „Verstorbene“ sich viel unnütze Mühe gemacht zu haben, oder ein Bißchen mystifizirt worden zu sein. Manche Dinge im Menschenleben sind nur scheinbar schwer zu erreichen. Mit einem Louisd'or in Geschäften angelegt, erspart sich der Mensch oft viel unnützes Laufen und Rennen. — Bei „Schwedischpommern“ spricht der „Selige“ über die Demagogen und den Jungensbund, bei „Latour d'Auvergne“ wie ein Tambour, der dessen Uniform angezogen. — Unter der Aufschrift: „wie kann man sich so weit vergessen?“ vergißt sich der Verf. so weit, auf eine etwas fade Art über den Dichter B. v. M. und dessen hübsches Gedicht: „Ahnentrümmer“ zu ironisiren. Bei alledem scheint er mit den Ansichten und der Sinnesweise des Dichters nicht recht im Reinen zu sein, und stellt seine Meinung halb schmunzelnd, halb mit dem Zeigefinger drohend, entre deux; er will ein entschiedenes Urtheil nicht auf seine Schulter nehmen. Da würde der B. v. M., wie wir ihn kennen, schneller mit seinem Urtheil über den „Verstorbenen“ im Reinen sein; er würde die Schultern — mitleidig zucken. — Unter der Ueberschrift: Achen — — Doch genug und übergenug! Wem das Gericht, das, wie man sieht, sumet hat, mundet, mag kosten. Uns riecht es ein Bißchen nach Leichen. —

Schlüsslich nur ein paar Entschuldigungsworte an die Leser der Abendzeitung, wenn wir, was allerdings der Rezensent stets thun sollte, unser Urtheil weniger ernst abgeben haben. Es giebt Dinge, die zu spaßhaft sind, um ernst, und zu einfältig, um klug besprochen zu werden. — Nur schlüsslich eine Frage: was sollen Schriften dieser Art in unsern Tagen? Als Köln seine „Feuerbrände“ schrieb, konnte Grund vorhanden sein, Broschüren dieser Art zu schreiben, wo aber giebt es einen vernünftigen Grund — heute die Fackel der Zwietracht, die glücklicherweise von den Vernünftigen jedes Standes als auf ewig erloschen angesehen wird, aufs Neue zu entzünden? Wo giebt es noch einen Winkel in unserm Vaterlande, wo nicht dem Verdienste jede, auch die höchste, Staatsstelle — einige Höfämter ausgenommen — ohne Rücksicht auf die Geburt zugänglich wäre, und giebt nicht gerade hierin das Vaterland des Verf., auf das er in dieser Hinsicht stolz sein müßte — denn der Autor ist sicher ein Preuße — ein würdiges Beispiel? — Und Geburtsdünkel! Guter Gott! wer hat ihn nicht? Er wohnt in allen Ständen, und wir sind überzeugt, der „Verstorbene“ hat ihn gleichfalls in solchem Grade, daß er sich — wenn es sich im Leben so gefügt hätte — in den seligen Gefilden gewiß eher seines Vaters des Bürgermeisters, als seines Großvaters des Gerichtsfrohns rühmen würde.

Die Ausstattung des Buches ist besser als es der Inhalt verdient; sie ist geschmackvoll. C. v. Wachsman n.

Zeitschriften = Musterung.

XXXIV.

Die in Nr. 137. des

Gesellschafters

beginnende Novelle von Dr. Cohnfeld, der unglückliche Novellist, hat leider omen et nomen. Um dieses zu beweisen, brauchen wir nur auf den Anfang zu verweisen. Er lautet aber so: „In einem Zimmer von jener wüsten Physiognomie, fast ähnlich den abgewelkten und doch hieroglyphenreichen Zügen einer Bühlerin, von jener Physiognomie, die von der unterschiedlosen Hingebung der Besizerin zeugt, u. s. w.“ Wie konnte der wackere Gubitz so etwas abdrucken lassen! Dafür entschädigen allerdings die trefflichen Aufsätze: die Gefallsucht in der Literatur, ein Tag in Prag, von A. Nebenstein, Schönborn, Göthe und ihre Zeitgenossen, von demselben, und Haben wir eine Literatur? von Franz Horn. Auch Kahlerts Tonleben ist zart und gemüthvoll gesungen. Die Briefe aus Freienwalde scheinen doch etwas trocken zu seyn, und die Geschichte des Bürgermeister Waldmann ist schon sehr oft in aller Art bearbeitet worden. In den literarischen Blättern giebt es recht nette Holzschnitte aus Gubitz trefflichem Volkskalender.

Auch in der

Mitternachtszeitung Nr. 137. f. werden Immermanns Epigonen besprochen, und zwar von Laube, und dies in einem panegyrischen Tone, über den der Verfasser selbst fast schamroth werden würde. Sonder-

bar, wie verschiedene Urtheile wir schon über dieses Werk gelesen haben! Das Schiefe, Partheiische und Halbwahre, was wir schon den frühern Correspondenz-Artikeln aus Dresden vorzuwerfen hatten, finden wir in dem Nr. 139. von neuem wieder. Es wird hier besonders über bildende Kunst und die Kunstakademie zu Dresden so viel Verfehltes gesprochen, daß es nur zu sehr das Ansehn hat, als rühre der ganze Aufsatz von einem Künstler her, dessen Nachwerk beim Kunstvereine und sonst nicht eben beifällige Aufnahme gefunden habe. Das Bruchstück aus dem dritten noch ungedruckten Theile von v. Strombeck's Reisen ist sehr anziehend. Möchte der Gesandtschafts-Sekretair doch bald ein Ende finden! Aus Mainz wird gründlich, vielleicht etwas zu breit, berichtet.

Im

Berliner Conversationsblatte, Nr. 105.

werden schätzbare Proben aus Leopold Schweizers Büchlein der schlesischen Chroniken geliefert, welche dessen Herausgabe sehr wünschenswerth machen. Dagegen bedauern wir es, H. Marggraf nicht als unpartheiischen und genauen Beobachter auf der Kunstausstellung zu Dresden rühmen zu können. Vieles Schätzbare ist übergangen, Minderbedeutendes hervorgehoben und über das Ganze wird zu sehr im Allgemeinen und ohne Kenntniß der nähern Verhältnisse und Beziehungen abgesprochen. Schade um einzelne gute Bemerkungen. F. Willkomm's der Roman als Zeitform ist geistreich. In dem Literaturblatte befindet sich eine Anzeige des von uns übertragenen Biardotschen Werks, für welche wir herzlich danken müssen.

Graf Platen in Erlangen, ist ein sehr ausführlicher Aufsatz, der im

Morgenblatte

durch 6 Nummern des Dichters dortige Verhältnisse, vielleicht nur allzupartheiisch, schildert. Die Auszüge aus dem englischen Werke des Majors Temple mit der Ueberschrift, Aus der Türkei, sind zeitgemäß. Mit den Gedichten von H. P. haben wir uns nicht befreunden können, obgleich der Schluß des zweiten:

Wenn ihr nicht zu Kindern werdet,
Kommt ihr nicht in's Himmelreich.

von uns treugläubig unterschrieben wird. Lobend müssen wir noch der Correspondenz-Nachrichten aus Valencia, so wie der Briefe: Eine Woche im Suraland, gedenken.

George Sand findet im

Phönix, Nr. 188. flg.

die Anerkennung, welche ihr der Blütheschleudernde Menzel so hart versagte. Nachdem die schauervolle Novelle, der Gottesläugner beendet, beginnt in Nr. 196. eine neue, dem Anscheine nach heitere, die Marquise von St. Prix, ohne daß uns jedoch bei einer wie bei der andern der Verfasser genannt wird. In Nr. 197. wird eine neue Rubrik Zeitstimmen eröffnet, welche viel Gutes verspricht. Die neuen Lieder vom Freiherrn von Gaudy enthalten wahren Humor im heitersten Gewande. Auch die Legende von Joh. N. Vogl, die Sendung der Engel ist sehr ansprechend.